



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Necker, M.: Alberta von Puttkamer.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Alberta von Puttkamer.



Es giebt Sammlungen von Gedichten, die interessanter sind durch die Persönlichkeit, welche man aus ihnen kennen lernt, als durch die Bedeutung der Kunst, die sie darbieten. Etwas andres ist es, Empfindungen, Leidenschaften, Zustände, Erlebnisse mit der ruhigen Beschaulichkeit des über seinem Stoffe schwebenden Künstlers darzustellen, dem auch sein eignes Seelenleben Objekt war; etwas andres, im schriftlichen Ausdruck oder auch im Verse sich allein Befreiung zu schaffen von dem, was das Herz bedrückt. Dort tritt der Schreibende ganz hinter seinen Stoff zurück, und das schöne Bild, der merkwürdige Vorgang beschäftigen uns zunächst; hier stellt sich der Mitteilende mit seiner ganzen, leidenschaftlich bewegten Persönlichkeit dem Leser vor die Augen. Dort erzeugt er, still gestaltend, Schönes; hier kann nur die Summe seiner ganzen Erscheinung, und dies nur dann, wenn sie sich ganz ehrlich und wahrhaftig in ihrem edeln Bestreben ausspricht, dichterisch anmuten. Dort allein ist Kunst, hier Konfession. Und insofern jeder Mensch, der nach Harmonie, nach Einheit mit sich selbst strebt, eine Welt für sich ist, anziehend durch die eigenartige Gestaltung seines Naturells und hingebender Betrachtung wert, insofern sind auch solche Konfessionen stets interessant.

Zu dieser zweiten Art von Gedichtsammlungen gehören die Dichtungen von Alberta von Puttkamer (Leipzig, 1885). Wohl ist diesen Dichtungen ein Streben nach künstlerischer Form anzumerken, auch kann man einzelnen Stücken, Stimmungsbildern, Hymnen, Gestalten, einen rein dichterischen Wert zuerkennen. Aber im großen und ganzen ist doch die Frau interessanter als ihre Kunst. Nach kurzer Lektüre merkt man, daß hier ein weiblicher Feuerkopf sich ausspricht, dem man nicht immer beizustimmen, aber stets zuzuhören geneigt ist. Und wenn man näher zusieht und erkennt, wie wahr und ehrlich empfunden meist die Schmerzen sind, denen hier Ausdruck verliehen wurde, wie organisch einheitlich Erlebnis, Anschauung und Gesinnung sind, so ersteht vor einem unwillkürlich das ganze Bild dieser geistreichen Frau, man glaubt eine Gestalt aus dem Jean Paulschen Kreise oder eine aus seiner Phantasiewelt vor sich zu sehen, und fühlt sich versucht, diese Persönlichkeit aus ihren Gedichten zu konstruieren.

In der „Vision bei Geibels Tod“ schildert sich die Dichterin selbst, indem sie von der Wirkung seiner Werke auf ihr Gemüt berichtet.

Dein Sang war mild, wie frühe Zeit im Mai —
 Und leicht geschwingt wie erster Lärchenschlag . . .
 Du kanntest nicht den Sturm, der bis ins Herz
 Verwirrend greift. Du warst von Wildheit frei.
 Nur kanntest du den leichten Sturm des März,
 Der, heißen Atems, spielt mit reichen Blüten,
 Und nicht Baumkronen fällt in blindem Wüten.

Wie vieles, was zu hoch in mir entbrannt,
 Hast du herabgedämmt in kühle Schranken;
 Wie vieles zwang und tilgte deine Hand,
 Was allzu üppig schoß in krause Ranken!
 Ob dich mein Auge niemals auch ersah,
 In feinen Zügen schaute dich mein Geist.
 Du bliebest meinen Jugendwegen nah,
 Wie seltsam sie auch liefen, und wie kühn
 Ihr letztes Ziel auf fremde Höhen weißt . . .
 Kein Kräutlein war in uns verwandtes Blüh'n,
 Und dennoch zog's mich an: denn deine Seele
 Gab meinem Geist, was ihm an Milde fehle.

In der That ist die milde Gemütsart des modernen Minnesängers kein ihr wahlverwandtes Naturell. Streng kritisch, ja schneidig stellt sie sich der Welt und ihrer nähern Umgebung gegenüber. So sehr sie die Schönheit zu feiern weiß, so vermag diese allein sie nicht zu erfüllen, voran stellt sie die Wahrheit. Keine der holden Musen geleitet sie zum Parnass, sondern der leidensreiche Feuerräuber Prometheus, und zwar führt sie seine Flammenspur durch die dunkeln Wirren der Welt:

An dem betäubenden Hauch
 Der Städte vorüber;
 Abseits der schillernden Fesseln der Sünde,
 Der bunten und eiteln Wunder der Lust,
 Der Ohnmacht des Irdischen;
 Abseits der goldübertünchten
 Thönernen Götzen der Ehre.

Es ist bezeichnend, daß zwei ihrer besten Gedichte Heroen der sittlichen Welt feiern. Im „Diogenes vor Korinth“ läßt sie den griechischen Bettlerphilosophen leidenschaftlich gegen die Üppigkeit und Genußsucht der Korinther sprechen:

Ihr könntet göttlich sein nach eurer Kraft,
 Und seid kaum Männer!

Er forderte sie auf zur Thätigkeit, doch sie verharrten in der Schwelgerei, und er blieb der einzige, der den nahenden Untergang ihrer Freiheit voraussah. Da floh er in die Einsamkeit: „Beschränkung in Natur ist gottgefesit.“ In „Mose's Tod“ wird ausdrücklich des Kampfes gedacht, den der Verkündiger göttlicher Geseze gegen die Diener des goldnen Kalbes zu bestehen hatte. Und zur Osterzeit, da sie in der Kirche der Musik lauscht, ersteht vor ihr die Szene, wie

Christus in Begleitung seiner Jünger in Jerusalem einzieht und die Häfcher den „sanften Gott“ gefangen nehmen. Daran knüpft sie die Reflexion:

Wohl gingen mehr denn tausend Jahr hindann,
 Seitdem das Gottesblut für sie entrann,
 Doch, dünkt's mich, steht sie [die Welt] in derselben Schuld
 Noch heute vor dem Manne der Geduld.
 Sie schlägt noch heut das Herrliche an's Kreuz,
 Sie häuft noch heut mit fürchterlichem Geiz
 Die Silberlinge lächelnd zum Verrat,
 Und siegelt wohl mit Klissen gar die That.

Nicht minder kritisch ist das Verhalten der Dichterin gegen ihre nächste Umgebung. Die Luft des Salons, in der sie aufgewachsen ist und die immerhin, vielleicht ihr unbewußt, durch alle ihre Verse streicht, diese Luft erklärt sie für ein Hindernis gesunden Gedeihens. In dem hübschen Gedicht „Gerettet“ erzählt sie, wie sie einst eine „blasse, knospenjunge Blume“ in einem prunkhaft weiten Saale, mit breiten Würzeln in einer engen Schale, fand, die frische Erde lag spärlich drüber in dem kostbaren Gefäß, das sie umschloß: Ein golden Haus! und doch im Martertume. Da nahm sie die welkende Blüte mit sich und löste sie aus dem dumpfen Zauberkreise. Dann fährt sie fort:

So fand ich einst auch eine Menschenblüte
 Und trat zu ihr in liebestiller Weise.
 Wie sie in ungeweckter Kraft erglühte,
 Sehnsucht nach Sonne in dem kleinen Herzen,
 Wie sie sich angitvoll aus der Sphäre mühte,
 Die nichts ihr gab, als falsche Glut von Kerzen
 Und sie umschmeichelte mit schwülem Duft;
 Und wie sie endlich matt ward von den Schmerzen,
 Da trug ich sie in lenzesgoldne Luft,
 Und löste ihres Daseins Wurzeln sacht
 Aus jener gleißenden, doch engen Klust.

Und das Mädchen gedieh, daß sie es selbst kaum wieder erkannte, denn:

Ein wundervoller Trieb vom Lebensbaum
 — Dies Eine fühlt ich überwältigt nur —
 Ward so zurückbefreit aus engem Raum
 Und falschem Prunk zur glücklichsten Natur!

So trotzig sie sich aber auch, um ihren eignen Ausdruck zu gebrauchen, gegen die Außenwelt verhält, so empfänglich ist sie für alle Eindrücke, die von dieser kommen — eine Empfänglichkeit, die sich bis zur Nervosität steigert. Sie schildert sich als ein frühreifes Kind mit einer lebhaften Phantasie begabt:

Ich weiß, ich war ein ängstig einsam Kind
 Mit sonderbaren heimatlosen Augen.
 Die mochten wenig wohl zum Fröhlichsein,
 Und desto mehr zu Traum und Thränen taugen.

Aus dem einsamen Apfelbaum im engen Hausgarten macht sie sich, wie sie es eben in einem alten, zerblättern Buche gelesen hatte, die Weltesche, sie selbst ist die Norne darunter, und nachts glaubt sie oft den Midgardwurm im Mondenlicht am Apfelbaume zu sehen. Ihr lebhafter musikalischer Sinn steigert noch ihre Sensibilität. Wie sie in dem oben zitierten Osterbild durch die Kirchenmusik in Träume versenkt wird, so schreibt sie ein andermal ein Gedicht „Als ich eine Tanzmelodie aus der Kinderzeit hörte,“ oder sie erzählt eine Geschichte von einem jungen Paare, das ein süßes, enges Band verknüpft, ohne daß sie miteinander noch je gesprochen haben: In Liedern nur und in Tönen, da haben sie alles gesagt. Musik scheint ihre Lieblingskunst zu sein und von den Komponisten, was auch bezeichnend ist, der schwermütige Salonmann Chopin sie am meisten zu interessiren. Sie widmet ihm ein Gedicht, dem sie in geistreicher Wahl die ersten sehr charakteristischen Takte der Mazurka op. 24 Nr. 4 voranstellt. In einem reich ausgestatteten Gemach spielt der bleiche, schöne Mann der holden Herrin des Hauses vor. Sie sind allein. Da fragt sie ihn, warum er denn immer nur seine „Schmerzmelodien, den dunkeln Sehnsuchtsdrang, den Schwung der Lust, das Lächeln goldnen Glücks, im eiteln Tanzesschritt, im Walzertakt, im wilden Rhythmus der Mazurka“ schreibe? Und Chopin erwiedert, die Hand immer auf den Klaviertasten:

Seht, was ich spiele, blonde, fremde Frau,
Ist nur das Leben, wie es rast und ringt.
Der Tänzer, nennt „Gefühl“ ihn, reißt euch hin
In heißem Arm zum großen Lebenstanz.
Erst wiegt er euch gelind; der Fuß berührt
Den schweren Boden kaum; die Sehnsucht giebt
Euch goldne Flügelpaare, und das Glück
Fliegt wie ein heller Schmetterling voraus —
Doch plötzlich rast der Takt — das Leben spielt
In tollen Tönen auf; der Wirbel reißt
Euch hin, daß ihr ihm heiß erathmend folgt. . .
Ein anderer Tänzer, nennt ihn „Leidenschaft,“
Nennt ihn die „Liebe“ oder wie ihr wollt,
Ergreift euch nun. Die Melodie wird heiß
Wie sein Umarmen, rastlos wie sein Schritt.
Hört ihr's in meinem Ton? sein Auge glüht,
Sein Mund lacht auf in übersel'gem Schrei —
Hört den Akkord und den! Das ist die Lust!
So ruft die Lust aus letztem Seelensgrund!
Ihr biegt euch ab — ihr werdet atemlos —
Euch stoßt der Lebenspuls vor Bangigkeit. . .
Der Tänzer „Leidenschaft“ reißt weiter euch —
Herauf, herab, durch duftend Gartenland,
In tief verschwiegnen Wald zu kurzer Rast,
Durch Festesäle, über Gräber hin,

Bald jubelnd, bald in Thränen; einmal matt,
Und dann so frisch, als käm' ein Frühlingssturm!

Dies Gedicht auf Chopin gehört zu den gelungensten der Dichterin. Es ist charakteristisch für sie, daß sie am glücklichsten in diesem Stück ist, welches die Stimmung des Salons, dem sie ein andresmal nichts gutes nachsagen kann, treffend widerspiegelt.

Nun haben wir soviel von den Gedichten dieser Frau gesagt, haben sie als eine ebenso geistreiche als fein empfindsame Dame geschildert, als einen mit männlicher Energie hohen Idealen nachstrebenden Geist — und sie hätte die Liebe nicht? O doch! und es ist leicht vorauszusehen, daß in dieser feurigen Seele die Liebe eine ganz besonders entscheidende Rolle spielen muß. Wie man bei den Handlungen der Männer nach der französischen Regel fragen soll: *Où est la femme?* ebenso richtig scheint es uns, bei der Betrachtung weiblicher Schicksale nach dem Manne ihrer Leidenschaft, nach seinem Geist und seinem Charakter zu forschen, denn er ist es, der ihr Schicksal macht. Und die Bekenntnisse, welche Alberta von Puttkamer von ihrer *grande passion* in zahlreichen Gedichten ablegt, sind durchaus dazu geeignet, diesen Satz zu bestätigen; ja, kaum anderswo kann es so klar ersichtlich sein, wie entscheidend auf die ganze Art, die Welt anzuschauen, der Mann für das Weib werden muß, welches ihm mit der ersten Blut eines jungfräulichen Herzens, mit den ungebrochenen Idealen eines unverdorbenen Gemütes entgegenkommt und die Verwirklichung derselben in ihm sucht. Unfre Dichterin hat sie nicht gefunden. Weißt du, fragt sie in dem „Glend“ überschriebenen Gedichte:

Weißt du, was in wachen Winternächten
Mir wie Tod durch mein Gehirn geschlichen,
Daß, berührt von ungekannten Mächten,
Alles Blühn zu Schatten hingeblichen?

Weil ich Göttlichkeit in dir beehrte
Und doch nur ein kindisch Herz gefunden;
Weil ich dich als Schmerz- und Glückgefährte
Lebenfordernd an mein Sein gebunden;

Und warum mir reiche Lenzestunden,
Dunkler Wetterdrang der Sommertage,
Gleichen Maßes, gleichen Werts geschwunden?
Ohne Jubellaut und ohne Klage?

Und du dich mit plumpen Kinderhänden
Aus dem Zauberlande losgerungen,
Hast'gen Spiels, nicht mit der Lust zu enden,
Doch von jämmerlichem Trieb bezwungen.

In andern Gedichten wird uns der Charakter dieses Mannes, der sie so enttäuschte, ganz klar vor Augen gestellt, und wir begreifen, wie gerade dieser Frauenseele, die in sich selbst soviel Energie fühlt, ein Mann, dem die Zähigkeit des ausdauernden Willens, die Treue der Gesinnung, das Festhalten des einmal Ergriffenen bei einer Fülle glänzender Eigenschaften mangelte, Eigenschaften, welche sie anfänglich bewundern und bestaunen mußten, verhängnisvoll wurde. Es ist eine Byronsche Gestalt, welche sie in dem zehnten Gedichte aus dem Zyklus „An einen fahrenden Ritter“ schildert, das wir diesmal ganz hersehen müssen:

Ich weiß, du bist ein armer, heimatloser,
Europakranker Mann und du mußt wandern;
Mit dir trägst du den Fluch des ew'gen
Suchens,

Und Ruhe find'st du nur im ewig Andern.

Heut dünkt's dich gut, an Frauenlippen
hängen,

An zarter Brust, in Rosendüften träumen;
Und morgen, kriegerisch dein Schwert ergreifen
Und dich auf ungezähmten Rossen bäumen.

Und heute eilst du strahlend durch die Feste,
Als löste deine Seele sich im Tanze —
Und stichst mit deinen fieberhaften Händen
Dir lust'ge, wilde Blumen eng zum Kranze.

Und schwärmend kannst du wohl ins Mond-
licht blicken

Und zärtlich eine dunkle Blume küssen —
Und morgen dünkt es dich vielleicht wie
Poffen,

Und du wirst laut darüber lachen müssen.

Dann fliehst du wohl mit furchtgehehnten
Mienen

In deines Schlosses allerletzte Zelle,
Und beugst dich über alte Folianten —
— Und draußen rauscht des Lebens reiche
Welle...

Bald scheint ein Spiel dir Ernst — bald Ernst
ein Spielen;

Unselig Irren nach dem einzig Wahren!
Heut kriechst du wie ein Wurm im niedern
Staub,

Und morgen fliegst du sonnennah den Aaren.

Doch aufrecht durch die blüh'nde Erde gehen,
Und allen Dingen tief ins Auge blicken,
Und in das vollgemessne Glück und Leiden
Die trotz'ge Seele ernst und männlich schicken,

Das hast du nie gelernt, mein armer Knabe,
Und dieses Rätsel wirst du niemals lösen.
Nur ruhevoll entriegelst du die Thore,
Die da umschließen goldner Wahrheit Wesen.

Diese Gestalt kehrt immer in ihren Liedern wieder. Sie ist der fahrende Ritter, dem die Dichterin mit liebeblühender und eiferfüchtiger Phantasie auf allen feinen abenteuerlichen, genußfüchtigen, Kraft und Leben vertobenden Wanderungen nach dem Orient und in sein stilles Schloß zurück folgt. Es ist der „geistreiche Freund,“ dem sie zuruft: Halt' an die tolle Bahn; gib einmal doch nur voll und ganz an Eines all dein Wollen. Zerprenge deiner wilden Laune Foch, darunter deine bessern Kräfte grollen, und dem sie zum Abschied das Gedicht „Geh hin!“ widmet, welches zugleich ihre Leidenschaft charakteristisch schildert:

Du hast mir nicht Lebwohl gesagt,
Wie du Willkommen einst geboten;
Denn damals war es Hoffnungsglut,
Von der die hellen Blicke lohten.

Und heute irrt dein Auge leer
Wie ausgetobte Kraterbrände,
Ich weiß es wohl, wie trüb's auch ist:
Die Asche ist der Gluten Ende...

Wir kannten nicht das fromme Licht,
Das da erstrahlt wie Altarkerzen,
Es brannten wild, zu jähem Glück,
In Leidenschaften unsre Herzen.

Und nicht wie Herdesflammen war's,
Gesellig holdes Feuer schürend,
Rein, wie ein kurzer Götterblick
Die Herzen zur Begeiß' rung rührend.

Geh' hin, wenn du auch ausgeglüht,
Es waren dennoch Himmelsfunken.
Die aber lassen mir den Geist
Von selbigem Erinnern trunken.

So „selig“ jedoch, wie es in diesem freundlichen Stimmungsgedicht ausgesprochen wird, kann dieses Erinnern nicht immer gewesen sein. Viel wahrer mögen folgende Strophen sein, wenn sie auch poetisch anfechtbar sind, da das geistreich

gewählte anmutige Bild nicht konkret genug aufgefaßt, sondern nach seinem abstrakteren Gehalte verwertet ist:

Wie Siegfried, der den Vogelfang versteht,
Seit er gebadet hat im Drachenblut,
So ward's mit mir, seit du mein junges Herz
Versenkt in des Verrates Gift und Blut.

Nun ward mir plötzlich das Geheimnis kund,
Das schmerzlich durch die ganze Schöpfung klingt,
Gleichviel, ob es das Meer, ob Frühlingssturm,
Ob Vogel- oder Menschenmund es singt.

Was das für ein Geheimnis sei, das erraten wir leicht: es ist die Einsicht des Pessimismus, der durch ihr ganzes Dichten geht und der erst die Charakteristik dieser durch und durch modernen Titanide abschließt. Denn moderner noch als ihre Kritik des romantischen Mannesideales, ist eben diese ihre mehr als resignierte Weltanschauung. Mag sein, daß auch noch andre Lebenserfahrungen dazu beigetragen haben, wie etwa die des Verrates einer Freundin, die sie heiß geliebt hat — um was es sich damals gehandelt hat, läßt die Dichterin den Leser, welcher die weibliche Natur kennt, ahnungsvoll erraten —

Nie schlug ein Liebesleid so tiefe Wunde,
Nie hat das Schicksal tödlicher getroffen
Mein Herz, als dieses grimme Weh es that —

jene erste enttäuschte Leidenschaft hat wohl den Ausschlag gegeben. Zwar fehlt es nicht an freundlichen, heitern Motiven in dieser Sammlung der Puttkamer'schen Dichtungen, wie sie z. B. sehr glücklich ein Stimmungsbild von einem glücklich liebenden jungen Paare entwirft, das die ersten Hochzeitstage in einem einsamen, von Feigenästen umrankten Häuschen am sonnigen Meeresstrande verlebt. Aber auch über ihre Bilder der Ruhe lagert schwermütige Schwüle, und es ist ganz gewiß ihre Grundanschauung in dem Gedichte „Pessimistisch“ ausgesprochen, das wir zum Schlusse noch mitteilen wollen.

Die launenhaften Hände des Geschicks,
Die schleudern dich empor wie einen Ball . . .
Ein Glückestaumeln nur! denn augenblicks
Verdammen dich die argen tief zum Fall.

Sie haften an dem grauen Element,
Bis sie der Drang der Dinge weiterschiebt.
Der treibt sie — träge bald, und bald behend,
Grad' wie es seiner tollen Art befehlt.

Nur wenn dir Schnellkraft eingeboren ward,
Schwingst du aus eigenem Können dich
Vom Staub empor; doch die von schwacher Art,
Die lösen nie vom Erdenkreise sich.

Und die's mit Schnellkraft hin zur Höhe drängt,
Selbst die wirft ewig das Geschick herab . . .
So zwischen Sonnen und dem Staube senkt
Und hebt der Ball sich taumelnd auf und ab.

Ob er nun machtlos stets im Niedern kroch,
Ob er mit Kraft die Höhe sich zum Ziel
Erkoren hat, das Schicksal faßt ihn doch —
Und alles Sein ist fürchterliches Spiel.

Hiermit brechen wir die Charakteristik der Dichtungen der Frau von Puttkamer ab, abgeschlossen ist sie damit bei weitem nicht, da sich ihre Persön-

lichkeit in leicht erkennbarem Siegel jedem Vers, jedem Gleichnis, jedem Einfall aufprägt, den sie niederschreibt. Wir haben nichts von ihren Hymnen „Der Schönheit,“ „Der Ruß,“ von ihrer großartigen „Vision“ gesagt, in der sie von Kronos die Wahrheit begehrt und die Sehnsucht als irdisches Erbteil erhält; dieses orgiastische Element haben wir kaum angedeutet. Indes sei es genug mit der Hervorhebung der Hauptzüge, die wohl unser Urteil bestätigen, daß es eine geistreiche und sehr interessante Persönlichkeit ist, welche sich in den „Dichtungen“ ausdrückt. Was die Durchbildung der innern Form anlangt, die gern etwas breit, wortreich, rhetorisch wird, was die nicht immer rein poetische Bildlichkeit im Ausdruck und in der Anschauung betrifft, wo nur zu sehr Allegorien und abstrakte Wendungen beliebt sind, kurz, in künstlerischer Beziehung ließe sich vielfach an diesen Gedichten herumnörgeln; aber wir glauben, es genügt die bloße Andeutung dieser leicht abstreifbaren Schwächen, um der Dichterin das Studium des echt poetischen Stiles naheulegen. Hat sie ihren Stil erst künstlerisch ausgebildet, so ist es außer Zweifel, daß sie sich den edelsten dichterischen Frauengestalten würdigen anreihen können, welche die deutsche Literatur besitzt.

Innsbruck.

M. Necker.



Reisebriefe aus Italien vom Jahre 1882.

Aus dem Nachlasse von W. Rossmann.

(Fortsetzung.)

Rom 14. November.



ir begannen mit der Augustinerkirche Maria del Popolo, unmittelbar am Thore gleichen Namens. Mehrere Kapellen und der Chor sind von Pinturicchio ausgemalt, und diese Fresken gehören zu dem Anmutigsten, was in Rom zu sehen ist.

Hinter dem Chor die im Jahre 1507 errichteten Grabmäler des Kardinals Basso und des Kardinals Sforza von Sansovino, Arbeiten von feinstem Geschmack, sowohl was die Architektur wie was die Skulptur betrifft. Darüber Glasgemälde aus dem Jahre 1509 von Guillaume de Marcillat und Claude ausgeführt, von vorzüglicher Schönheit. Von edelster Harmonie ist die Kapelle der Rovere, welcher mehrere Päpste, unter ihnen Julius der Zweite, angehörten. Ein Marmor- und Saspis-Ensemble von bestem Geschmack ist die Kapelle Cibo; das Vollkommenste aber ist die von Raffael gebaute und nach seinen Entwürfen geschmückte Kapelle